

# **Einleitung**

## **Den Frieden weiter denken**

*Egbert Jahn/ Sabine Fischer/ Astrid Sahn*

Neue Kriege und ein zunehmender Interventionismus dominieren die öffentliche Wahrnehmung der internationalen Beziehungen seit Beginn des 21. Jahrhunderts. Die steigende Zahl von relevanten Akteuren und Entscheidungsebenen sowie die Vielfalt der angebotenen Interpretationsmuster, die mit der globalisierungsbedingten Entgrenzung von Gewalt einhergehen, werfen vielfach die Frage nach normativer und strategischer Orientierung auf. Von dieser Entwicklung ist auch die Friedens- und Konfliktforschung, die sich in Deutschland als eigenständige, interdisziplinäre Forschungsrichtung erst nach dem Zweiten Weltkrieg etablieren konnte, nicht unberührt geblieben. Dabei ist eine widersprüchliche Tendenz zu beobachten: Angesichts der weltweiten Problemlagen steigt einerseits die Nachfrage nach den Erkenntnissen dieser Forschungsrichtung fortlaufend. Andererseits droht sie aufgrund der zahlreichen heterogenen Forschungsfragen und -ansätze an Profil zu verlieren. Letzteres wird zudem dadurch gefördert, dass im wissenschaftlichen Alltagsgeschäft der auf zwei bis drei Jahre befristeten Forschungsprojekte zu eng umrissenen Problemen und Themen sektoraler und regionaler Art oft die Grundfragen, die den Rahmen für die einzelnen Forschungsaktivitäten setzen, aus dem Blickfeld des einzelnen Forschers zu geraten drohen.

Zu diesen Grundfragen sind das Friedensverständnis, die Begriffe Krieg, Konflikt und Gewalt, die Strukturen und längerfristigen Entwicklungstendenzen in der internationalen Gesellschaft, Optionen ziviler Konfliktbearbeitung und Friedenspolitik sowie die methodischen, theoretischen und institutionellen Prämissen der Forschung zu rechnen. Ist dauerhafter Weltfrieden irgendwann in der Zukunft erreichbar? Soll und kann Krieg heute unter allen Umständen vermieden werden? Lassen sich Staatenkriege abschaffen, obwohl es noch weiterhin Bürgerkriege geben wird, oder könnte es genau umgekehrt sein? Ist Interventionskrieg ein geeignetes Mittel, vor schwerwiegenden Menschenrechtsverletzungen zu schützen, die Verbreitung von Massenvernichtungswaffen zu verhindern und den transnationalen Terrorismus zu bekämpfen? Muss im kommenden Menschenalter mit einer Zunahme von Kriegstätigkeit, gar mit einem Dritten Weltkrieg, gerechnet werden? Gibt es Formen der Gewalt und des Krieges, die dauerhaften Frieden herbeiführen können? Welche nichtkriegerischen Gewaltverhältnisse sind in absehbarer Zukunft überwindbar? Hat die Friedens- und Konfliktforschung den Regierungen, den Militärs und zivilen Organisationen wissenschaftlich fundierte Optionen von Friedenspolitik anzubieten? Auch wenn sie nur vorläufige Antworten zu finden bzw. lediglich die strittigen Kernpunkte genauer zu bestimmen vermag, sollte die Friedens- und Konfliktforschung aus unserer Sicht diese – häufig wiederkehrenden – Fragen von Zeit zu Zeit erneut aufwerfen, um ihr Selbstverständnis als Forschungsrichtung weiter zu entwickeln.

Um eine Möglichkeit zur Reflexion über die Grundfragen der Friedens- und Konfliktforschung zu geben, führte der Forschungsschwerpunkt Konflikt- und Kooperationsstrukturen (FKKS) an der Universität Mannheim gemeinsam mit der Evangelischen Akademie Arnoldshain vom 24.-26. Oktober 2003 die Tagung „Die Zukunft des Friedens. Sichtweisen der jüngeren Generationen der Friedens- und Konfliktforschung“ durch. Die Zuspitzung auf die jüngeren Generationen war dabei bewusst gewählt – handelte es sich doch um die Fortsetzung einer bereits zwei Jahre zuvor begonnenen Diskussion. Damals hatte der FKKS-Leiter Egbert Jahn anlässlich seines 60. Geburtstags vor allem die Mitglieder der Gründergenerationen zur Tagung „Krieg und Frieden im Jahre 2041. Erkenntnisse und Perspektiven der Friedens- und Konfliktforschung“ vom 31. August bis 2. September 2001 nach Arnoldshain eingeladen. Beide Tagungen konzentrierten sich aus finanziellen wie organisatorischen Gründen auf die deutschsprachige Friedens- und Konfliktforschung.

Zielsetzung der ersten Tagung war es, mit den Mitgliedern der Gründergenerationen der Friedens- und Konfliktforschung ein Resümee dieser rund vierzig Jahre alten Forschungsrichtung zu ziehen und gleichzeitig einen Ausblick auf die nächsten vierzig Jahre zu wagen. Die aus Sicht der Veranstalter überraschend große Resonanz zeigte, dass innerhalb der Gründergenerationen ein großer Bilanzierungsbedarf bestand. Vertreter der unterschiedlichsten Positionen ließen sich auf die gemeinsame Reflexion ein. Nur wenige sagten ab, weil sie einen Dialog zwischen den doch erheblich voneinander abweichenden Forschungsrichtungen, die noch in der Deutschen Gesellschaft für Friedens- und Konfliktforschung zusammengekommen waren, für unfruchtbar hielten. Der im Jahre 2002 erschienene erste Tagungsband „Die Zukunft des Friedens. Eine Bilanz der Friedens- und Konfliktforschung“, der von Astrid Sahn, Manfred Sapper und Volker Weichsel herausgegeben wurde, bietet so ein breites Spektrum der Sichtweisen zu Krieg und Frieden.

Die Tagung machte nicht nur deutlich, dass sich die Sichtweisen derjenigen, die bei der Entstehung der ersten deutschsprachigen Forschungseinrichtungen Ende der 1960er und Anfang der 1970er Jahre mitgewirkt hatten, im Laufe der letzten vierzig Jahre zum Teil erheblich gewandelt haben. Anderes war angesichts des Umbruchs des internationalen Systems mit dem Ende des Ost-West-Konflikts auch nicht zu erwarten. Viel wichtiger als der Wandel von Perspektiven auf Krieg und Frieden wurde im Zuge der Diskussionen jedoch die Frage, welche Rolle der Friedens- und Konfliktforschung bei der Gestaltung von Frieden und Krieg in der Zukunft zukommen kann und wird.

Die Beantwortung dieser Frage wird jedoch nicht zuletzt davon abhängen, ob sich in den nachfolgenden Generationen überhaupt noch ausreichend Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen finden, die sich als Friedens- und Konfliktforscher verstehen. Denn die jüngeren Generationen werden es sein, die die Forschungsagenda für die nächsten Jahrzehnte bestimmen. Angesichts der grundsätzlichen Änderungen der internationalen Beziehungen und der akademischen Strukturen besteht durchaus die Möglichkeit, dass die Friedens- und Konfliktforschung zwar noch als Etikett in der Bezeichnung einiger Institute und Institutionen fortexistieren wird, mit ihren inhaltlichen Fragestellungen und Zielsetzungen aber auf die Generationen des Ost-West-Konflikts beschränkt bleiben wird. Die unklare Zukunft der Friedens- und

Konfliktforschung bildete den Anlass, der Tagung von 2001 eine zweite folgen zu lassen, um die Denkweisen mehrerer Generationen zu Krieg und Frieden sowie zur Friedens- und Konfliktforschung gründlicher zu reflektieren.

## 2 Synchroner versus diachroner Vergleich

Die „Gründergeneration“ befand sich zum Zeitpunkt der ersten Tagung im August/September 2001 im Alter von 89 Jahren (Carl Friedrich von Weizsäcker) bis zu von 54 (Hans Günter Brauch). In dem gängigen Begriff „Gründergeneration“ ist also ein sehr weites Jahrgangsspektrum von 35 Jahren mit höchst unterschiedlichen Lebenserfahrungen und Verdiensten um die Verankerung der Friedens- und Konfliktforschung im Wissenschaftssystem umfasst. Das Jahrgangsspektrum der „jüngeren Generationen“, die wir zur zweiten Tagung eingeladen hatten, war zwar mit 27 Jahren ebenfalls recht groß, aber kleiner als der innerhalb der „Gründergeneration“. Aufgrund der in sich weiter differenzierten Selbstwahrnehmung der Teilnehmerinnen und Teilnehmer sowohl der ersten als auch der zweiten Tagung erwies sich die Rede von Gründergenerationen und jüngeren Generationen schließlich als präziseste Kategorisierung. Dies bedurfte einer genaueren Klärung der Benutzung des Generationsbegriffs und einer Bestimmung der vier bisherigen Generationen in der Friedens- und Konfliktforschung.

Der diachrone Vergleich, der auf der Gliederung in Generationen beruht, steht häufig im Schatten des synchronen Vergleichs, der die zu einem bestimmten Zeitpunkt existierende Forschungslandschaft in Denkrichtungen oder Schulen einteilt. Die Zuordnung von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern zu einer akademischen Gruppierung droht individuelle Eigenheiten, Querverbindungen zu anderen Gruppierungen und biographische Entwicklungen zu verwischen. Gleichwohl ist es möglich, üblich und sinnvoll, die wissenschaftlichen Arbeiten zahlreicher Wissenschaftler unter generalisierenden Begriffen in Forschungsrichtungen oder -strömungen, in wissenschaftliche Schulen und theoretische Ansätze einzuordnen und nach deren politischen Implikationen zu fragen. Dabei ist lediglich zu berücksichtigen, dass wissenschaftstheoretische Richtungen keine fest gefügten kollektiven Einheiten, sondern sinnvolle Begriffe der ungefähren Differenzierung und Orientierung in einer Fülle von individuellen wissenschaftlichen Leistungen sind.

Selbstverständlich spielt der Generationenbegriff auch bei der Schuleneinteilung durch die Differenzierung in Lehrer und Schüler eine gewisse Rolle. Was Generationen eint, sind jedoch weniger gemeinsame Gedankensysteme als gemeinsame Themen und Fragestellungen, manchmal auch Präferenzen bei den Forschungsmethoden, die im Ergebnis der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit Herausforderungen und Anregungen der Umwelt entstehen. Die Veränderungen von Krieg und Frieden sind es selbst, die das vor- und außerwissenschaftliche und auch das akademisch geschulte Denken über Krieg und Frieden mitbestimmen und somit die Auswahl der Themen und der Fragestellungen und in gewisser Weise auch die Erkenntnisse steuern. Die Abhängigkeit wissenschaftlicher Arbeit von den gesellschaftspolitischen Ereignissen prägt ihr unvermeidlich einen spezifischen zeithistorischen Stempel auf, der oftmals relevanter ist als historisch längerfristig akkumulierte und im Lehrbetrieb tradierte Wissensbestände und Erkenntnisniveaus.

Denn Krieg, Gewalt, Kriegs- und Gewaltdrohungen sowie -gefahren, Waffenstillstände, Frieden usw. wirken ganz unterschiedlich nicht nur aufgrund individueller und gruppenspezifischer (darunter auch durch die schulische und akademische Sozialisation geprägter) Faktoren, sondern auch generationspezifisch. Die von *Egbert Jahn* sowie *Astrid Sahn* und *Sabine Fischer* in ihren Beiträgen entwickelte Hypothese lautet, dass sowohl frühkindliche als auch jugendliche Erlebnisse oftmals entscheidende Weichen für die Entwicklung der das weitere Leben bestimmenden Denkmuster stellen. Bei älteren Menschen besteht die Neigung, herausragende Ereignisse nach biographisch früher entstandenen Denkmustern zu verarbeiten, wobei diese Denkmuster nur noch selten erheblich modifiziert oder gar ausgewechselt werden und deshalb erkennbar bleiben.

Somit sind es sowohl wissenschaftsimmanente als auch außerwissenschaftliche Impulse, die eine Forschergeneration formen. Eine Synthetisierung eines strikt akademischen und eines gesellschaftspolitischen Generationstypus in einem umfassenderen Verständnis von wissenschaftlicher Generation ist außerordentlich schwierig, scheint aber dennoch möglich und sinnvoll, wenn man einige individuelle Abweichungen vom Generationsmuster in Kauf nimmt. Ein derart synthetischer Generationsbegriff kann erstens weder durch scharf gezogene Zeitgrenzen noch durch eine erschöpfende Zuordnung aller Wissenschaftler zu dieser oder jener Generation charakterisiert sein. Es sollte deshalb nicht stören, wenn Wissenschaftler desselben Geburtsjahrgangs unterschiedlichen Generationen zugeordnet werden, weil sie stärker durch die einen akademischen oder gesellschaftspolitischen Faktoren beeinflusst worden sind als durch die anderen. Die Herausgeber unterscheiden in ihren beiden beiden zwei Gründergenerationen und zwei jüngere Generationen, von denen einige noch am Ende des Zweiten Weltkrieges, die große Mehrzahl jedoch in den Jahren und Jahrzehnten nach 1945 geboren sind.

### **3 Zentrale Thesen der jüngeren Generationen: Selbstverständnis, Diagnosen, Strategien**

#### *3.1 Selbstverständnis*

In den Beiträgen zu diesem Band, die sich mit der *Bestimmung der für die Friedens- und Konfliktforschung zentralen Begrifflichkeiten* des „Friedens“ und der „Gewalt“ beschäftigen, wird das spezifische Selbstverständnis der jüngeren Generationen vor allem in der mehrheitlichen Fokussierung auf den Gewaltbegriff manifest. Vorrangiges Ziel von Friedensforschung und Politik scheint für diese Autorinnen und Autoren nicht die Herstellung von (positivem) Frieden sondern vielmehr die Reduzierung von real-existierender Gewalt zu sein. *Thorsten Bonacker* plädiert dafür, „Gewalt“ zum Kernbegriff der Friedens- und Konfliktforschung zu machen. Dabei solle die Forschung ihr Hauptaugenmerk weniger auf die Kriegsursachen richten als vielmehr auf die Mechanismen der Gewalteskalation, die besonders angesichts globaler Entgrenzungsprozesse eine bislang kaum erforschte Dynamik bergen. Zentrales Ziel der Friedens- und Konfliktforschung wie der Politik müsse die Suche nach neuen institutionellen Begrenzungsmöglichkeiten für diese Gewaltverläufe sein. *Christoph*